PAKISTAN

Die Unsichtbaren

Muslimische Extremisten werden stärker, und Ziel ihres Terrors sind auch die etwa drei Millionen Christen im Land. Manche von ihnen versuchen, ins Ausland zu fliehen. Andere müssen sich verstecken.

Polizisten mit Maschinenpistolen stehen auf den Dächern, sie tragen Helm und kugelsichere Weste, mit Ferngläsern kontrollieren sie die Umgebung. Die Mauer wurde mit Sandsäcken und Stacheldraht verstärkt. Bewaffnete Gemeindemitglieder beobachten, wer zum Eingang geht. Mit einem Nicken signalisieren sie den Polizisten, wenn sie einen Besucher erkennen. Und auch der wird dann noch abgetastet.

So sieht es aus, wenn die Christen von Peschawar zum Gottesdienst in die Allerheiligenkirche gehen.

„Unsere Kirche war eine Insel des Friedens“, sagt Pfarrer Ijaz Gill. „Jetzt ist sie eine Festung. Wir haben alle Angst.“ Im September gab es hier nach dem Gottesdienst einen Bombenanschlag, mehr als 120 Menschen starben, etwa 170 wurden verletzt. Seitdem trauen sich nur noch wenige in die Kirche.

Der Pfarrer ist ein hagerer Mann mit schmalem Schnurrbart und getönter Brille. Seine weiße Soutane hängt in einem Schrank in der Sakristei. „Die trage ich draußen nicht mehr“, sagt er.

Gill legt sich die Soutane um, zieht vor dem Spiegel den Scheitel nach, dann liest er sich seine handgeschriebenen Zettel noch einmal durch. Von Mut will er in seiner Predigt reden, davon, dass es selbst in der dunkelsten Stunde noch Hoffnung gebe. Glaubt er selbst daran? „Diese Kirche soll ein Ort der Hoffnung bleiben. Aber ich bin auch nur ein Mensch. Es gibt Zeiten, in denen die Zweifel überwiegen.“

Der Priester geht zum Altar, nur wenige Gläubige sind da, vielleicht 100. Früher

Allerheiligenkirche in Peschawar

DIEGO IBARRA SANCHEZ / DER SPIEGEL

waren es meist 600 oder 700, die kamen, um die Predigt zu hören, zu singen, zu beten, zu lachen und sich mit Freunden zu treffen. Etwa 1000 Familien gehören zur Gemeinde.

Die Besucher haben ihre Schuhe am Eingang ausgezogen, die Frauen bedecken den Kopf mit einem Tuch; die Männer sitzen links, die Frauen rechts. Das Christentum ist hier vom Islam gefärbt, auch das weißverputzte Gebäude sieht von außen aus wie eine Moschee. Ein paar Kinder singen, der Refrain lautet: „Geh nach vorn, geh nach vorn, schau nicht zurück."

Lange lebten die Christen hier glücklich, obwohl Peschawar eine muslimische Stadt ist, nur rund 50 Kilometer entfernt von der Grenze zu Afghanistan. Terroristen brüten hier Anschläge aus, es gibt muslimische Hassprediger, die Frauen in der Stadt tragen Burka und die Männer einen langen Bart.

Christen waren schon immer eine Minderheit im Land, etwa 3 Millionen von über 165 Millionen Pakistanern. Doch jetzt wird ihre Lage gefährlicher. Muslimische Extremisten gewinnen an Stärke, seit Anfang Januar hat es mehr als 40 schwere Anschläge gegeben. Die Regierung ist weitgehend machtlos, sie versucht, mit den Taliban zu verhandeln – und denkt zugleich über Militäroffensiven nach.

„Es ist, als hätte sich etwas Düsteres über unsere Gesellschaft gelegt."

Unter dem Terror leiden die Muslime und die Christen. Wer von den Christen kann, der flieht ins Ausland. Wer dableiben muss, lebt im Alltag unauffällig. Denn auch die etablierten Parteien übernehmen oft Slogans der Islamisten. Radikale Muslime fühlen sich so bestätigt und greifen die christliche Minderheit an.

Die Fassade der Allerheiligenkirche ist seit dem September-Attentat übersät mit den Einschlaglöchern von Bombensplittern. Eine der beiden Uhren im Kirchenschiff ist nach der Explosion stehengeblieben: 11.44 Uhr.

Der Junge Shalum ist einer von denen, die überlebt haben, ein 15-Jähriger mit Oberlippenbart und Brille. Er wohnt ein paar hundert Meter von der Kirche entfernt in einem Armenviertel. Überwiegend Christen leben hier, vor der Haustür fließt der Unrat durch einen offenen Kanal. Drinnen sitzt Shalum auf seinem Bett, er weiß noch genau, was passierte.

Die Messe war gerade zu Ende, niemand achtete auf die beiden Männer, die, wie sich jetzt manche erinnern, fremd wirkten auf dem Kirchhof. Mitten in der Menschenmenge zündeten sie ihre Sprengstoffwesten.

Als die beiden Bomben explodierten, war Shalum noch in der Kirche. „Ich hörte plötzlich einen hohen Ton und dachte: Irgendetwas stimmt mit meinen Ohren nicht." Er lief nach draußen und sah diese Bilder, die er nun nicht mehr loswird: Menschen mit verzerrten Gesichtern, auf dem Boden Körper, manche bewegten sich, andere nicht. Er fand seine Mutter, die wenig später im Krankenhaus starb. Er fand seinen Vater, seine Schwester, seinen Onkel, sie waren alle tot. Dann wurde er ohnmächtig.

In den Händen hält er nun ein Bild seiner Eltern und erzählt, dass er auswandern will. Nach Australien oder England, Hauptsache, weit weg. Seine Stimme ist leise und monoton. Er sagt, er habe noch nicht richtig weinen können seit dem Anschlag. Er habe es versucht, aber er könne es einfach nicht.

Zu der Tat hat sich eine Gruppe namens Jundullah, „Soldaten Allahs", bekannt – eine von rund 30 Gruppierungen, die Verbindungen zu den pakistanischen Taliban haben. Bisher kämpften sie gegen die schiitische Minderheit, nun auch gegen Christen. Man werde die „Angriffe auf Ungläubige auf pakistanischem Boden fortsetzen, solange die Amerikaner ihre Drohnenangriffe in unserem Land nicht beenden", so ein Sprecher der Terrorgruppe kurz nach dem Anschlag.

„Wo leben wir nur?", fragt Shalums Großvater Nasir Masih, 72. Er sitzt im Nachbarzimmer, unrasiert und verzweifelt. „Ich wäre schon dankbar, wenn Shalum ins Ausland gehen könnte, irgendwohin, wo man Englisch spricht." Aber die beiden haben kein Geld, Masihs Ersparnisse reichen nicht mehr lange; er weiß noch nicht einmal, wovon sie hier in Pakistan nun weiter leben sollen, ein alter Mann und ein Junge ohne Arbeit.

Fürchtet er die Taliban?

„Die Kirche ist jetzt geschützt. Aber hierher, in unser Viertel, in unser Haus, können sie jederzeit kommen. Die Regierung sagt, sie beschütze uns. Aber in Wahrheit beschützt uns niemand. Wir sind in diesem Land nicht mehr sicher."

Vor ein paar Jahren noch, sagt Masih, habe er keine Angst gehabt. Er habe sich in die muslimischen Viertel von Peschawar getraut. „Es gab zwar auch früher keine Ehen zwischen Muslimen und Christen, aber immerhin redete man miteinander, war befreundet, lebte in gemischten Vierteln." Heute meidet er Muslime, hält sich in Gesprächen zurück. „Es ist, als hätte sich etwas Schweres, Düsteres über unsere Gesellschaft gelegt, etwas, das einem die Luft zum Atmen nimmt."

Das Düstere dehnt sich aus, es ist nicht mehr nur in Peschawar zu spüren, sondern auch in Lahore, einer der liberalsten Städte des Landes, wo die meisten pakistanischen Christen leben.

„Unsere Lage war schon immer schwierig, aber wir hatten Hoffnung", sagt Sebastian Francis Shaw, 56, der Erzbischof von Lahore. „Doch die Hoffnung wird immer kleiner." Er sitzt in seinem Büro neben der Sacred-Heart-Kathedrale, einem einst weit sichtbaren Gotteshaus im römisch-byzantinischen Stil. Doch jetzt versperren hier ebenfalls hohe Mauern den Blick.

Seit Jahrhunderten leben Christen in Pakistan, sie stammen von Muslimen ab,

die während der britischen Kolonialherrschaft von Missionaren bekehrt wurden. Einige sind auch die Nachfahren von Hindus aus den unteren Kasten, die sich taufen ließen – in der Hoffnung, so dem oftmals starren Kastenwesen zu entkommen. Gebracht hat ihnen das nicht viel, denn die Christen gehören zu den Ärmsten in Pakistan, sie leben oft in Slums und arbeiten als Straßenkehrer oder Reinigungskräfte. Vielen Muslimen gelten sie als unrein. Der Henker von Pakistan zum Beispiel ist ein Christ – ein Beruf für Unreine.

Als der Staat vor gut 66 Jahren gegründet wurde, waren knapp 80 Prozent der Bevölkerung Muslime. Im Laufe der Jahre sind aber immer mehr Andersgläubige ausgewandert oder zum Islam konvertiert. Inzwischen verehren nach offiziellen Angaben 97 Prozent der Pakistaner Allah. Dabei hatte Staatsgründer Mohammed Ali Jinnah sich einst einen säkularen Staat gewünscht, eine Heimat für Muslime, aber auch für Christen oder Hindus.

Doch sein Wunsch nach einem friedlichen Miteinander ging nicht in Erfüllung. Vor allem seit Ende der siebziger Jahre, als der Militärdiktator Zia ul-Haq an die Macht kam, habe sich die Lage der Christen verschlechtert, sagt der Erzbischof. Der General trieb die Islamisierung des Landes voran.

„In der pakistanischen Verfassung steht zum Beispiel, dass nur ein Muslim Staatspräsident werden kann“, sagt Bischof Shaw. „Da fing es an.“ Aber inzwischen gehe es für die Christen ja gar nicht mehr um Gleichberechtigung, sondern ums Überleben: Sie verschwinden aus der Öffentlichkeit, sie schrauben Kreuze von Gebäuden ab, entfernen Marien- und Jesusbilder aus Büros und Geschäften, bauen hohe Mauern um Kirchen. Sie versuchen, unsichtbar zu werden. Nur nach dem Attentat von Peschawar wagten sie es für eine kurze Zeit, in mehreren Städten zu demonstrieren.

„Unsere Regierung weiß um die Probleme von Minderheiten“, sagt Shaw. „Aber sie ist hilflos und fürchtet sich vor den Taliban.“ Die Regierung hat die Gemeinden aufgefordert, ihre Kirchen selbst zu schützen. „Wir haben jetzt Bürgerwehren gegründet. Ich befürchte, das ist nötig in diesen Zeiten“, sagt der Erzbischof.

Eine Kleinigkeit reicht, um einem Christen das Leben zur Hölle zu machen. Im Fall der Christin Suraiya war diese Kleinigkeit eine Plastikplane.

Freunde hatten ihr die Plastikplane geschenkt, als Überdachung für die Toilette, die hinter ihrem in einem Armenviertel in Lahore gelegenen Haus steht. Eines Tages bekam die Frau Streit mit einer Nachbarin. Und dann behauptete die, Suraiya habe eine mit Koranversen beschriftete Plane über ihre Toilette gehängt. Der örtliche Mullah erfuhr davon und eiferte, die Christin beschmutze Allah. „Eines Tages kam ich von der Arbeit und sah eine Menschenmenge vor unserem Haus“, erzählt Suraiya. „Da bin ich geflüchtet.“

Seit nunmehr drei Jahren haust Suraiya, 50, in einer winzigen Wohnung, gemeinsam mit einer Tochter, die anderen beiden Kinder sind schon aus dem Haus. Ihr Mann ist vor einigen Wochen an einem Herzinfarkt gestorben. Freunde haben ihr erzählt, dass ihr altes Haus geplündert worden sei. „Ich weiß, dass ich nie wieder zurückkann. Man würde meine Tochter und mich umbringen.“ Nur die Familie und enge Freunde kennen ihr Versteck. Ein christlicher Hilfsverein schickt über Mittelsmänner gelegentlich etwas Geld.

„Wir haben jetzt Bürgerwehren gegründet. Ich befürchte, das ist nötig.“

„Es gibt hier eine Atmosphäre des Hasses gegenüber allen, die nicht zur Mehrheit gehören“, sagt sie. Die angebliche Koranschändung habe die Nachbarin erfunden. „Da stand irgendetwas in arabischer Schrift. Ich glaube, das war Werbung.“ Aber sie weiß: Ihr, einer Christin, glauben die Menschen weniger als der Nachbarin, einer Muslimin.

Diktator Zia ul-Haq hatte 1986 den Paragrafen 295-C ins Strafgesetzbuch schreiben lassen: Auf die Beleidigung des Propheten Mohammed steht seither die Todesstrafe. Wer einen Christen einschüchtern will, muss ihm also nur mit einer Anzeige drohen.

Die Feldarbeiterin Asia Bibi etwa wurde im November 2010 zum Tode verurteilt. Die Christin war mit Kolleginnen in Streit geraten, dabei soll sie – so die Kolleginnen – den Propheten beleidigt haben. Bibi bestreitet das, aber seit mehr als drei Jahren wartet sie im Gefängnis darauf, dass sich ein höheres Gericht ihren Fall vornimmt.

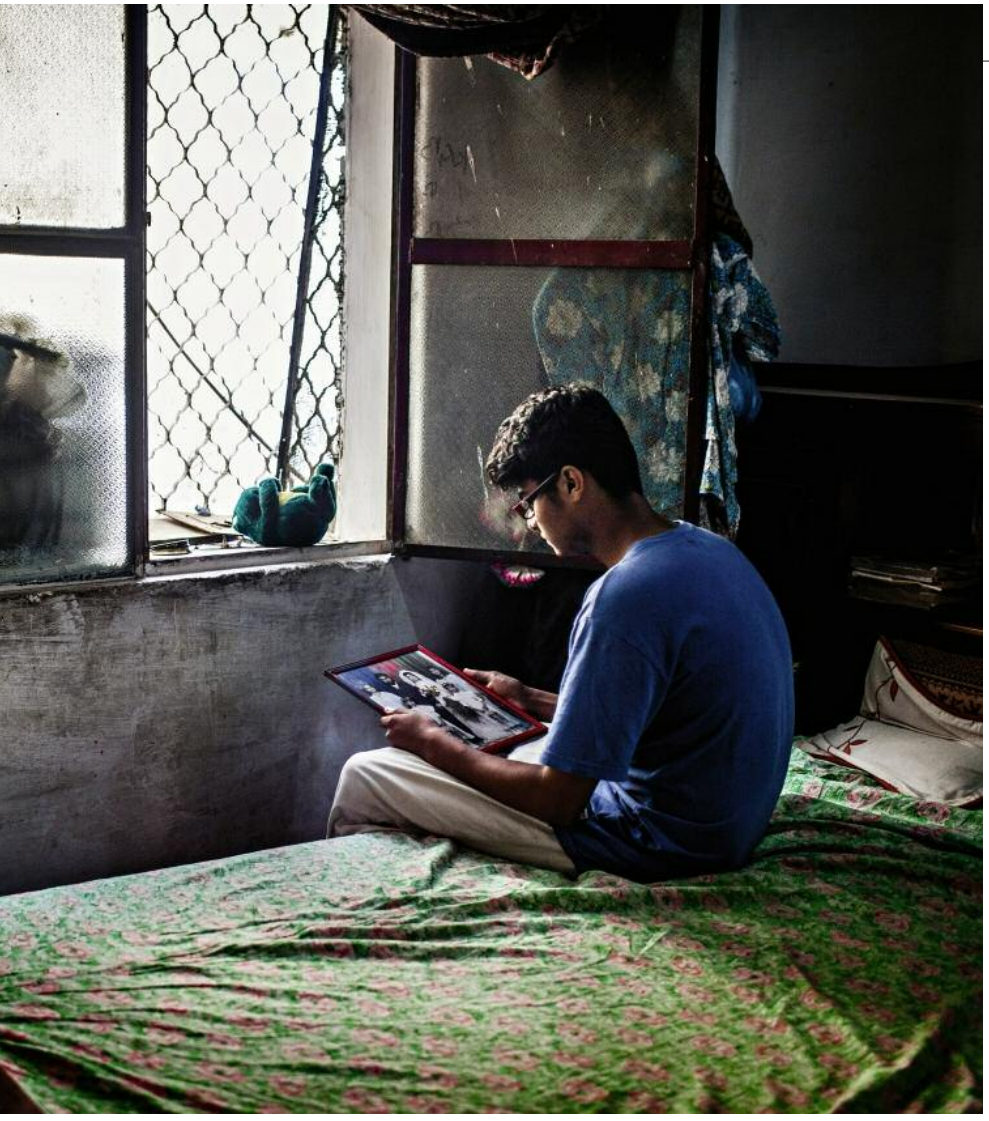
Zwei pakistanische Spitzenpolitiker setzten sich für Asia Bibi ein und verlangten eine Änderung des Blasphemieparagrafen. Beide wurden Anfang 2011 in Islamabad erschossen: der eine, der Gouverneur der Provinz Punjab, Salman Taseer, von seinem eigenen Leibwächter; der andere, der christliche Minderheitenminister Shahbaz Bhatti, von unbekannten Tätern.

Taseers Mörder begründet seine Tat damit, der Gouverneur habe sich ebenfalls der Gotteslästerung schuldig gemacht, weil er Bibi zur Seite stand. Der Mörder wurde zum Tode verurteilt, aber für viele Pakistaner ist er ein Held.

Bhatti hatte wenige Tage vor seinem Tod dem SPIEGEL erzählt, er werde bedroht, weil er gegen das Blasphemiegesetz kämpfe. Dabei sei der Paragraf nur ein Instrument, „um Feinde ans Messer zu liefern“.

Und so sind Christen im Land zu Freiwild geworden. Die 17-jährige Christin Alisha aus Lahore etwa wurde von einem Muslim entführt, zwangskonvertiert und von mehreren Männern vergewaltigt, zwei Tage lang. Erst dann gelang ihr die Flucht. Der Entführer war der Bruder ihrer Nählehrerin. „Jetzt bedrohen sie mich,

* Unten: in Islamabad im September 2013.



FOTOS: DIEGO IBARRA SÁNCHEZ / DER SPIEGEL

Anschlag-Überlebender Shalum, demonstrierende Christen*: *„Die Hoffnung wird kleiner“*

weil ich zu meiner Familie zurückgekehrt bin“, erzählt sie. Fremde, aber auch Nachbarn werfen ihr nun vor, sie sei vom Glauben abgefallen – dabei sei sie nie zum Islam konvertiert. Die Muslime „haben mir gedroht, dass sie mich umbringen, wenn sie mich erwischen“. Gemeinsam mit ihrer Familie ist sie untergetaucht.

Auch der Techniker Tariq, 51, hält sich versteckt. Jeden Morgen, wenn die Rufe des Muezzins über den Ort hallen, schaut er vorsichtig aus dem Fenster, ob sich Verdächtige dem Haus nähern. Erst dann nickt Tariq seiner Frau, den drei Töchtern, dem Sohn und dem Schwiegersohn zu, die hinten im Zimmer warten. Danach trauen sie sich an den Frühstückstisch nahe beim Fenster.

Tariq war bis vor zwei Jahren Muslim, zumindest offiziell. Er lebte in Peschawar, hatte einen Job bei der staatlichen Ölgesellschaft, es ging der Familie gut. Aber vor vielen Jahren hatten christliche Missionare ihm eine Bibel geschenkt. Tariq las darin, verglich die Bibel mit dem Koran. „Mir wurde klar, dass das, was die Bibel sagt, mir näher ist als das, was im Koran steht“, sagt er.

Jahrelang behielt Tariq seine Überzeugung für sich. Bis er sicher war, dass er Protestant werden wollte. Er weihte seine Frau und die Kinder ein, vor zwei Jahren ließ sich die ganze Familie taufen. Eine Tat, die nach Ansicht vieler Mullahs mit dem Tod bestraft werden sollte.

Zunächst bemerkte niemand den Übertritt der Familie zum Christentum: Sie mied Kirchen und betete nur zu Hause, hinter vorgezogenen Vorhängen. Doch dann heiratete die älteste Tochter Mariyam einen Christen. „Da wussten die Nachbarn, dass wir keine Muslime mehr sind“, sagt Tariq.

Wenige Wochen später wurde er von Mitgliedern einer lokalen Talibangruppe entführt. Zwei Tage lang hielten sie ihn in einem Keller gefangen und redeten auf ihn ein, er und seine Familie sollten zum Islam zurückkehren. „Sie sagten mir, das nächste Mal würden sie mich umbringen, wenn wir nicht auf sie hören.“

Aber Tariq, die Frau und die Kinder blieben Christen, allen Drohungen zum Trotz; sie wären auch in Peschawar geblieben. Dann explodierten am 22. September die Bomben vor der Allerheiligenkirche. Da wurde Tariq klar: Die Terroristen meinen es ernst mit ihrem Kampf gegen all jene, die ihren Glauben nicht teilen. Die Familie tauchte unter.

Hoffnung, so Tariq, habe er kaum noch. Irgendwann werde jemand vor der Tür stehen, mit einer Waffe in der Hand.

Hasnain Kazim

Video-Reportage:
Jagd auf Christen

spiegel.de/app62014pakistan
oder in der App DER SPIEGEL